

Die schweizerischen Berufsbühnen versagen...

Autor(en): **Bührer, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rote Revue : sozialistische Monatsschrift**

Band (Jahr): **27 (1948)**

Heft 7

PDF erstellt am: **19.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-335993>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Freund, haben wir eine große Dankespflicht zu erfüllen. Ich danke Dir im Namen der großen Bewegungen und ihrer Organisationen, denen Du Deine Lebensarbeit gewidmet hast, im Namen der sozialdemokratischen und im Namen der Genossenschaftsbewegung. Wir danken Dir für alles, was Du geleistet hast für die unteren Volksschichten, für die von Unrecht Bedrohten, wir danken Dir für Deine Treue und für das, was Du uns als Vorbild, als Berater und als Freund gewesen bist.

JAKOB BÜHRER

Die schweizerischen Berufsbühnen versagen...

Die Berufsbühnen der deutschen Schweiz (nur von ihnen kann hier die Rede sein), das Schauspielhaus Zürich, die Stadttheater Bern, Basel, Luzern, St. Gallen, Chur, das Städtebundtheater Biel-Solothurn, sie alle sehen ihre Hauptaufgabe darin, dem städtischen Publikum die Stücke zu vermitteln, die in Europa und Amerika von sich reden machen, «Erfolg» haben. Sie haben diese Aufgabe an die erste Stelle gesetzt, nicht nur weil sie nur so geschäftlich bestehen können, sondern weil sie damit auch die geistige Vermittlerrolle spielen, die der Bühne zukommt. Die Anerkennung dieser Tatsache verlangt indessen sofort die andere: Die schweizerischen Bühnen dürften nicht nur nehmen, sie müßten auch geben. Wenn die andern Länder ihre dramatische Dichtung fördern und pflegen, damit in der Lage sind, dem Welttheater Stücke zu bieten, dann müßte das auch die Schweiz. Sie müßte es auf alle Fälle versuchen. Man könnte sogar sagen: Es ist schließlich die Hauptaufgabe eines Theaters, eine wesentliche, lebendige, ihrer Zeit dienende Theaterdichtung zu ermöglichen. In dieser Beziehung aber versagen unsere Berufsbühnen fast vollständig.

Nicht aus bösem Willen, sondern man ergibt sich den Umständen. Zu der Notwendigkeit, die aktuellsten und am meisten Erfolg versprechenden Stücke des Welttheaters auf das Repertoire zu nehmen, gesellt sich die andere, die Klassiker zu pflegen, Schüler- und Kindervorstellungen zu geben. Damit aber ist der Spielplan ausgefüllt; es bleibt für jede der oben erwähnten Berufsbühnen im besten Fall die Möglichkeit, ein bis zwei Stücke von schweizerischen Autoren in einer Spielzeit in *Aussicht* zu nehmen, damit so was wenigstens auf dem Programm steht; ob dann die Aufführung auch möglich ist, wird sich weisen. Man wählt zu diesem «Propagandazweck» mit Vorliebe ein neues Stück, für das man eine «Uraufführung» vorsieht, womit die Absicht, den einheimischen Bühnendichter zu fördern, bekundet sein möchte. Die

meisten Erfahrungen mit solchen Erstaufführungen sind jedoch äußerst schlecht. «Gönd Sie nid, me gyt en Schwyzer», sagte jene Garderobefrau einem Theaterabonnenten. Der Widerstand gegen einheimische Literatur ist eine Tatsache. Eine Inszenierung von «Volk der Hirten» spielte einmal acht Tage vor fast leerem Haus, dann drei Wochen vor ausverkauftem. Weltis «Steinbruch» ging erst nicht, dann wurde es ein Zugstück. Aber unsere Berufsbühnen haben wirklich nicht die Möglichkeit, dem Publikum ein Stück aufzuzwingen, was unter Umständen nötig ist. Mein Drama «Judas Ischariot», dessen Aufführung ein künstlerischer Erfolg war, mußte nach der sechsten Aufführung trotz steigenden Einnahmen abgesetzt werden, da der an Abonnements gebundene Spielplan das verlangte. Charakteristisch ist, daß bisher keine andere Bühne das, wie gesagt, erfolgreiche Stück aufgenommen hat.

Das erwähnte mangelnde Interesse von seiten des Publikums dürfte der Hauptgrund sein, warum unsere Berufstheater so wenig, so durchaus Ungenügendes für das Gedeihen einer schweizerischen Bühnendichtung tun. Die Direktoren der Stadttheater Basel, Bern, des Schauspielhauses Zürich, des Städtebundtheaters Biel-Solothurn erklärten übereinstimmend (ich bitte um Entschuldigung, aber ich muß mit meinen Erfahrungen operieren) mein letztes Stück «Die Rote Mimmi» als bühnenfähig. Sie wären bereit, das Stück aufzuführen, müßten aber fürchten, das bürgerliche Publikum komme nicht (das Stück behandelt die Frage, was müssen unsere Gewerkschaften tun, um — soviel an ihnen liegt — einen nächsten Krieg zu verhüten?), die Arbeiter aber ließen sie erfahrungsgemäß im Stich! Die Bühnen könnten im besten Fall mit zwei Aufführungen rechnen, das aber lohne sich arbeitstechnisch nicht. Nur der Direktor von Biel-Solothurn wollte die Sache frisch-fröhlich wagen. Dieser Tage aber schreibt er: «Nach den Vorgängen in der Tschechoslowakei ist das Risiko zu groß geworden, der Widerstand zu stark . . .»

Von alledem ist grundsätzlich festzuhalten: die Berufstheater scheitern mit ihrem guten Willen, die schweizerische Dramatik zu fördern, an dem Widerstand und der Sprödigkeit des Publikums. Denn die Begründung: eine zweimalige Aufführung verlohnt den Arbeitsaufwand der Inszenierung nicht, ist durchaus stichhaltig; zudem bedeutet eine nur zweimalige Aufführung einen «Durchfall», womit nur zum andernmal die Unzulänglichkeit der schweizerischen Bühnendichtung «bewiesen» wäre.

Der Ausweg

Ich schlug dann den Direktoren vor: Geht mit den schweizerischen Stücken auf Gastspiel; Bern soll mit meinem «Judas» nach Zürich kommen,

Zürich mit dem «Zwingli» von von Arx nach Bern. Das gehe nicht, die technischen Schwierigkeiten seien zu groß. An sich sei ihnen der Gedanke, durch Gastspiele die schweizerische Dramatik zu fördern, sympathisch. Und hier muß es meines Erachtens einen Weg geben, und zwar scheint mir die Lösung darin zu liegen, daß *die Berufstheater gemeinsam ein Ensemble aufstellen*, das die tauglichen Stücke von einheimischen Dramatikern inszeniert und *im regulären Spielplan und auf das Risiko* des betreffenden Stadttheaters aufführt. Auf diese Weise wird der Zweck der Subventionierung dieser Bühnen, der ganz zweifellos auch die Förderung der einheimischen Bühnendichtung vorsieht, erreicht. Diese Gastspiele brauchen sich aber nicht auf die Berufsbühnen zu beschränken (obschon wir schon auf zehn Aufführungen eines Stückes kommen, wenn jede Bühne nur zwei von jedem Stück übernimmt), sie können darüber hinaus in einer ganzen Reihe anderer Ortschaften wiederholt werden. Dadurch bleibt der einheimische Bühnendichter in seiner Auswirkung nicht auf die paar Städte beschränkt, er kann mehr oder weniger zum «ganzen Volk» sprechen. Nachdem die Leiter unserer Berufsbühnen sich grundsätzlich für diesen Gedanken der Gastspiele ausgesprochen haben, scheint das Fundament für die schweizerische Wanderbühne gegeben zu sein; es müßte nun auch gelingen, mit Hilfe von «Pro Helvetia» zum Beispiel, durch die «Glückskette» (warum nicht einmal auch für eine kulturelle Angelegenheit eine Sammlung veranstalten?), durch die großen Verbände, Aktiengesellschaften, Banken, Gewerkschaften, Konsumvereine einen Betriebsfonds zusammen aufzubringen.

Die Initiative müßte vom schweizerischen Bühnenverband ausgehen. Denn seine Institution versagt. Wie könnt ihr verlangen, daß es einen Bach gibt, wenn ihr keine Orgel zur Verfügung stellt? Ist ein Shakespeare, der nicht im Theaterbetrieb stand, denkbar?

Aber unsere Berufsbühnen versagen auch dem Dramatiker gegenüber in anderer Weise. Der zurückgetretene Direktor des Basler Stadttheaters erklärte mir offen heraus: Bei der Belastung der Berufsbühnen ist es ganz ausgeschlossen, daß sie ihre *dramaturgische Aufgabe* den eingereichten Stücken gegenüber erfüllen können. Sie beschränken sich denn auch auf mehr oder weniger freundliche Ablehnung und Retournierung der eingereichten Stücke. Von der dramaturgischen Hebammenarbeit, ohne die selten ein Stück, zumal eines Neulings, geboren wird, hört man nie. Der Schweizerische Schriftstellerverein hat darum eine dramaturgische Beratungsstelle ins Leben gerufen, die aber nur fruchtbare Arbeit in *Gemeinschaft mit den Bühnen* leisten kann. Bisher fehlt aber jeder Kontakt.

Ein Gastspielensemble der Berufsbühnen, das mit der schweizerischen

Theaterschule in Verbindung steht, mit der dramaturgischen Beratungsstelle zusammenarbeitet, das zudem versucht, in jeder Ortschaft, in der sie regelmäßig spielen könnte, eine *Besucherorganisation* aufzustellen, die großen Berufsverbände für sich zu gewinnen, müßte einer einheimischen Dramatik, die heute schon und seit langem eine ganze Reihe von wertvollen Stücken zu bieten hat, zum Durchbruch im Publikum verhelfen und den Zementboden (denn «Holzboden» ist ein viel zu milder Ausdruck) in einen fruchtbaren Acker verwandeln.

HANS VOGEL

«*Prenez garde aux chiens!*»

Im weiß-grünen Wappenschild des Kantons Waadt steht der Wahlspruch: «Liberté et Patrie». «Freiheit und Vaterland» — es ist in der Tat ein Wahlspruch und weniger ein Wahrspruch. Der Volksmund, selbst im Waadtland, hat daraus die bissige Variante gemacht: «La liberté est partie!»

Ich suchte die Freiheit und das Vaterland am Genfersee, von Morges bis Genf. Es gibt vielgereiste Leute, welche diesen Landstrich als die schönste Gegend der Schweiz, vielleicht Europas, preisen; natürlich sind solche Urteile von persönlichen Auffassungen bestimmt. Der begeisterte Hochgebirgler mag darüber anders denken als der Freund der stillen, weiten Landschaften. Gewiß aber ist, daß sich dem Beschauer beim Eintritt in die Lavaux bei Chexbres ein Land von kaum vergleichbarer Schönheit auftut mit einer Blickweite, die in der Schweiz vielleicht nur noch das Gelände am Bodensee zu bieten hat. Einzigartig aber ist der Rahmen, einzigartig auch die Besiedelung, die den großen See umspannen. Einem Rand von Vorbergen und Schneegipfeln, überragt vom Mont Blanc, die nur aus der Ferne herüberschauen und darum nie erdrückend wirken, stehen die Jurahöhen gegenüber, die immer weiter zurücktreten und Platz lassen für Städte, Dörfer, Wiesen, Felder, Parks und Wälder; und für Reben, Rebberge sonder Zahl, in denen alte Weindörfer mit berühmten Namen einander ablösen über die ganze Lavaux und La Côte hinein bis nach Genf.

Diese etwas emphatische Schilderung war notwendig, um dem Leser das folgende noch besser zu veranschaulichen. Hier eine Fabrik mit rauchenden Schloten zu sehen, tut fast weh. Es ist denn auch das Land des Weinbaues und der privaten Siedelungen. Aus einer geschichtlichen Tradition heraus — savoyisches und bernisches Untertanenland —, der nachzuspüren reizvoll ist, suchte hier ein feudalistischer, großbürgerlicher und kleinbürgerlicher Grundbesitz neben einem Weinbauerntum die Freiheit ohne Fremdherrschaft, mochte sie auch, wie zum Beispiel die bernische, noch so milde sein. Der Einfluß der Ideen der großen Französischen Revolution war entscheidend am Genfersee. Es ging da um die Freiheit vor fremder Bevormundung, es ging um das Vaterland des eigenen Bodens, um die Freiheit des *eigenen privaten Eigentums*.

Diese Freiheit aber ist ein Feind des Volkes geworden. Der Besitz von kleinem und großem, feudalem und bäuerlichem Grundeigentum entrechtet das ganze Schweizervolk.